

## ■ Deutsche Historikerinnen

*Heike Anke Berger, Deutsche Historikerinnen 1920–1970. Geschichte zwischen Wissenschaft und Politik, Frankfurt/New York (Campus) 2007, 350 S., 34,90 €*

Heike Anke Berger leistet in ihrem Buch über deutsche Historikerinnen eine präzise Analyse der Handlungsräume, die Geisteswissenschaftlerinnen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts offen standen. Der von ihr gewählte biografische Ansatz ist dafür besonders geeignet. Keine der darin vorgestellten Historikerinnen hat einen Nachlass hinterlassen und keine Institution hat Leben und Werk der Wissenschaftlerinnen bisher für erinnerungswürdig gehalten. Aus den wenigen vorhandenen Überlieferungsresten, den wissenschaftlichen Beiträgen oder auch Äußerungen von Gutachtern oder Kollegen gelingt es Heike Berger dennoch, in vier sehr gut gegliederten Kapiteln, Lebens- und Arbeitswege ihrer Protagonistinnen zu rekonstruieren. Auf dieser Grundlage präsentiert sie kluge Überlegungen zum Zusammenhang zwischen der Ordnung der Geschlechter und dem Berufsfeld Geschichtswissenschaft.

Die wissenschaftlichen Lebenswege von fünf Historikerinnen, allesamt Osteuropaexpertinnen, stehen im Zentrum des Buches: Die beiden ältesten in dieser Gruppe waren Irene Grüning (1900–1955), die in Berlin bei Otto Hoetzsch promovierte und ab 1938 am

Osteuropa-Institut in Breslau arbeitete, und Herta von Ramm-Helmsing (1900–1987), die aus Lettland stammte, deren wissenschaftliche Arbeiten in Deutschland keine Anerkennung fanden, und die sich deshalb mit Auftragsarbeiten ihren Lebensunterhalt mühsam verdienen musste. Irene Grüning arbeitete in Breslau vor allem als Redakteurin für die Zeitschrift des Institutes. Nach 1945 ging sie nach München und stellte an der dortigen Universität erfolgreich einen Antrag auf Zulassung zur Habilitation, die allerdings nicht in eine Professur oder eine bezahlte Dozentur mündete.

Die anderen drei Forscherinnen waren nur unwesentlich jünger: Hildegard Schaefer (1902–1984) hatte 1929 in Hamburg promoviert, war seit 1934 bei der Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft angestellt und wurde 1943/44 als Mitglied eines Berliner Kreises der bekennenden Kirche unter dem Vorwurf der »Judenbegünstigung« im KZ Ravensbrück inhaftiert. Nach 1945 arbeitete Schaefer für das Außenamt der EKD. Hedwig Fleischhacker (1906–1978) hatte in Wien promoviert und 1938 in Berlin einen Antrag auf Habilitation gestellt, der über zwei Jahre lang verhandelt wurde. Sie war eine der wenigen Frauen, die eine Assistentenstelle bekam. Da sie aber auch zunächst Geliebte, dann die Ehefrau des Osteuropahistorikers Uebersberger war, wurde ihre wissenschaftliche Karriere von dieser privaten Verbindung überschattet. Auch nach 1945 konnte sich Fleischhacker nicht aus diesem Schatten lösen. Die letzte und jüngste vorgestellte Historikerin war Ellinor von Puttkamer (1910–1999), die 1936 in Berlin promovierte und danach im Berliner Kaiser-Wilhelm Institut für ausländisches öffentliches Recht tätig war. Sie habilitierte sich 1951 in Bonn mit einer Arbeit aus dem Jahre 1944 über polnische Geschichte. Seit Mitte der 1950er Jahre war von Puttkamer dann für das Auswärtige Amt tätig, u. a. als Beobachterin bei den Vereinten Nationen. 1969 wurde sie als erste Frau zur Botschafterin der Bundesrepublik berufen.

Die Lebenswege dieser Frauen gleichen sich hinsichtlich der Entscheidung, die Geschichte Osteuropas zum Schwerpunkt ihres wissenschaftlichen Interesses zu machen. Andere Entwicklungen aber verliefen sehr individuell. Heike Berger stellt daher auch klar, dass es ihr nicht um vergemeinschaftende Erfahrungen geht, sondern um Vielschichtigkeit von Erfahrung. Und doch lassen sich gemeinsame Faktoren nicht von der Hand weisen: Alle Frauen hatten eindeutig mit den geschlechtsspezifischen Strukturen und Kulturen des Fachs zu kämpfen. Keine erhielt einen Lehrstuhl, weder zwischen 1933 und 1945, noch in der frühen Bundesrepublik, und nur zwei waren zeitweise an einer wissenschaftlichen Einrichtung angestellt und hatten ein gesichertes eigenes Einkommen. Diese und eine Reihe anderer Faktoren, etwa die besonderen Arbeitsorte von Frauen, die im Gegensatz zu ihren Kollegen vor allem als Redakteurinnen von Fachzeitschriften oder beim arbeitsintensiven, aber wenig ruhmreichen Aufbau von Bibliotheken eingesetzt wurden, belegen die erste These Heike Bergers, dass die Geschlechterordnung das Berufsfeld Geschichtswissenschaft sehr tief prägte und bis heute prägt. Ihr diachroner Längsschnitt für die Jahre 1920 bis 1970 belegt dies eindrücklich: In keinem der politischen Systeme konnten die Wissenschaftlerinnen eine ihrer Ausbildung angemessene Stelle finden, sie blieben stets am Rand.

Eine Opfergeschichte also? Eine solche Interpretation des Buches wäre falsch. Heike Berger zeigt nämlich ebenso eindrücklich, dass ein Erzählmuster wie »durch den Nationalsozialismus am Weiterkommen gehindert« eine verkürzte Sichtweise auf Handlungsoptionen von Wissenschaftlerinnen darstellt. Sicher, es gab keine herausragenden Karrieren, aber es gab durchaus (wissenschaftliche) Laufbahnen, wie die Beispiele von Irene Grüning oder Ellinor von Puttkamer zeigen. Die zweite These von Heike Berger lautet daher, dass das Jahr 1933 weniger einen

Bruch für Frauen in der Wissenschaft bedeutete als bisher von der Frauen- und Geschlechtergeschichte angenommen wurde. Ein Blick nur auf die normative Ebene, etwa auf die Reichshabilitationssordnung von 1934, die Frauen nicht von der Habilitation, wohl aber von der Dozentur ausschloss, würde ein schiefes Bild ergeben. Da zugleich auch die Strukturen der Wissenschaft erheblich umgebaut wurden, ergaben sich für Frauen, die an ihrem Berufsziel festhielten, neue wissenschaftliche Wirkungsmöglichkeiten, insbesondere in der Osteuropageschichte oder auch der Frühgeschichte. Die außeruniversitären »Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften« waren aus dieser Perspektive auch für junge Wissenschaftlerinnen, die sich in den Dienst der »kämpfenden Wissenschaft« stellen wollten, eine gute Option. Die dort geknüpften Netzwerke waren dann für weitere Laufbahnabschnitte ebenso wichtig wie etwa private Familienbeziehungen. Und auch für die Nachkriegszeit zeigt sich, dass die Historikerinnen auf ähnliche Rechtfertigungsmuster für die Zeit des Nationalsozialismus zurückgriffen wie ihre männlichen Kollegen; sie hielten sich keineswegs für kompromittiert, sondern betonten ihre moralische Verpflichtung, im Ost-West-Verhältnis aufzuklären und zu vermitteln.

Heike Berger kann mit ihrer sachlich geschriebenen und methodisch fundierten Studie ihre Thesen überzeugend belegen und bietet damit zugleich eine korrigierte Sicht auf die Geschichte von Wissenschaftlerinnen in Deutschland an. Der analysierte Zusammenhang von Wissenschaft, Geschlecht und Politik eröffnet einen differenzierenden Blick jenseits einer einfachen Geschichte von Opfern oder Heldinnen: Dass das Geschlecht das Feld der Wissenschaft strukturiert, bedeutet nicht, dass es keine Handlungsoptionen für Frauen gegeben hätte. Umgekehrt gilt aber auch, dass eine Wissenschaftshistoriographie die geschlechtliche Codierung ihres Untersu-

chungsgegenstandes nicht aus den Augen verlieren darf, will sie ein Urteil über Möglichkeiten und Grenzen von Partizipation fällen.

KIRSTEN HEINSOHN (HAMBURG)

**I22**